

(SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, 26./27. JULI 2003)

RITUALE DER LABILITÄT

WOZU EINE AUSSTELLUNG ÜBER DIE RAF?

(Ungekürzte Textversion)

Die anhaltende Debatte über die geplante Berliner RAF-Ausstellung ist selbst Teil des Syndroms, um das das Projekt kreist. Die mit dieser kleinen Gruppe deutscher Selbstmord-Attentäter verbundenen blutigen, wirren Geschehnisse, die im „deutschen Herbst“ von 1977 kulminierten, haben sich dem kollektiven Gedächtnis traumatisch eingegraben. Sie waren so etwas wie der „11. September“ der Bundesrepublik; nur dass die Angreifer nicht von außen, sondern von innen kamen, aus der Mitte der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft.

Der erste internationale Bestseller zum Thema, Jillian Beckers „Story of the Baader-Meinhof-Gang“, hieß prompt: „Hitlers Children“, Hitlers Kinder, eine Formel, die damals in aller Munde war. Tatsächlich war die RAF fast von Beginn ihres langen Amoklaufs an zum „Mythos“ geworden – ein Begriff, der Glorifizierung wie Dämonisierung bedeuten kann, aber auch jede Art legendenhafter, kollektiv abrufbarer Erinnerung. Man kann den Begriff natürlich trivial und affirmativ verwenden, wie es jede dritte Fernsehsendung tut („Mythos Rommel“, „Mythos Marlene“ etc.) – aber gerade deshalb im Falle der RAF auch wieder kritisch, als Feststellung oder Zitat.

Jedenfalls blieb der Arbeitstitel „Mythos RAF“ in den stundenlangen Diskussionen des Gremiums der Ausstellungsmacher, an denen ich zweimal beratend teilgenommen habe, immer wieder übrig. Niemand war damit ganz glücklich, niemand wusste eine Alternative. Ich schlug einmal vor: „Bildermaschine RAF“ – da es ja vor allem um die künstlerischen

Reflexe und Verarbeitungen gehen sollte, aber auch um den Fonds historisch-befrachteter Bilder, die gerade von dieser Gruppe halb bewusst, halb unbewusst aufgewühlt und produziert wurden und ohne den ihre ganze Karriere überhaupt nicht denkbar wäre. Es käme auf dasselbe heraus.

So griff ja schon die Selbstbezeichnung „Rote Armee Fraktion/RAF“ tief in das Arsenal deutscher Schreckensbilder und ließ an den „Blitz“ der britischen Bomber ebenso denken wie an das tellurische „Urrah“ der Rotarmisten. Auch deswegen löste das Erscheinen dieser Gruppe (beileibe nicht der einzigen), die Staat und Gesellschaft der Bundesrepublik den Krieg erklärt hatte, solch tiefen Schrecken aus. Aber auch der Konflikt selbst erzeugte ständig mythische Bildassoziationen – von den Bildern des ausgemergelten Holger Meins, die wie Kruzifixe den Demonstrationen gegen die „Isolationsfolter“ vorangetragen wurden und Assoziationen an die KZ-Opfer weckten (und unbedingt wecken sollten); bis hin zu den nebligen Untergängen im Bunker von Stammheim, die wie ein fernes Echo der Untergänge des April 1945 wirkten; und schließlich bis zum Vatemord an Hanns Martin Schleyer und zu parallelen Begräbnissen, die nicht zufällig antike Mythologeme von Ödipus bis Antigone herauf riefen.

Nur in Deutschland konnte man vielleicht auf die theoretische Idee kommen, Nationen als „Erregungsgemeinschaften“ zu sehen, wie es Peter Sloterdijk getan hat; und spezifisch über die bundesdeutsche Gesellschaft zu sagen, dass sie in einer nicht endenden Kette von Skandalen und Revisionen ihres Geschichtsbildes „Rituale der Labilität“ durchlebe, in denen sie „das stärkste Wir-Gefühl erreicht“ – sogar dann, wenn sie sich dabei zeitweise geradezu in zwei „Nationen“ spaltet, die vollständig unterschiedliche Erfahrungen und Erregungen durchleben. Das beschreibt insbesondere die Geschichte und Wirkung der „68-Revolution“, wie das „rote Jahrzehnt“ in der Geschichte der Bundesrepublik

verkürzend bezeichnet wird. Tatsächlich umfasste es einen psychisch-politischen Spannungsbogen, der von den Schüssen des 2. Juni 1967 in Westberlin und den Schüssen des Oktober 1977 markiert wird. Schon die „Fischer-Debatte“ vor zwei Jahren, ausgelöst durch den Rächerfeldzug der Meinhof-Tochter Bettina Röhl gegen Joschka Fischer als Generationsrepräsentanten zeigte, dass dieses Kapitel der bundesdeutschen Mentalitätsgeschichte sich mit der Eingemeindung der „Revolte“ in die erfolgreiche Selbstzivilisierung der Bundesrepublik am Tag der deutschen Einheit 1990 aus dem Munde des Bundespräsidenten von Weizsäcker nicht einfach erledigt hatte. Die Geschichte der RAF ist der unverdaubare Rest dieser Geschichte, der sich weder säuberlich aus dem veredelten Bild der Jugendrevolte dieser Jahre heraustrennen noch sonst wie „bewältigen“ lässt – wie das für die „Stasi-Debatten“ der früheren DDR-Bürger in anderer Weise ebenfalls gilt.

Umso hilfloser und blauäugiger sind die Versuche eines Friedrich Merz oder eines Guido Westerwelle, diese Erinnerungskonflikte aus der Welt zu schaffen, indem sie barsch feststellen, es habe sich bei den RAF-Terroristen nicht um fehlgeleitete Idealisten, sondern um gemeine Mörder gehandelt. Als wären nicht die größten Massenverbrechen der Geschichte im Zeichen „idealistischer“, also ideologischer Ziele und Selbstberufungen vollführt worden!

Die Kälte, mit der die RAF-Kader agierten, war gerade das Produkt eines politisch-ideologisch produzierten „Charakterpanzers“, der ihnen erst in jeweiligen Prozessen der Sozialisation angewachsen war, sei es in der „vaterlosen“ bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft mit ihrer zutiefst erschütterten „Wir-Schicht“, von der Norbert Elias gesprochen hat; sei es in der „anti-autoritären Bewegung“ mit ihren forcierten Prozessen revolutionärer „Bewusstwerdung“; sei es schließlich in den hysterischen oder paranoiden Gruppenprozessen im Untergrund.

Natürlich haben die Angehörigen der Opfer dieses Selbsterklärten Krieges der RAF ein Recht darauf, dass Recht und Unrecht nicht verwischt werden. Auch politischer Mord ist in einer demokratischen Gesellschaft ein Mord, selbst wenn die Mörder noch so „idealistisch“ glauben, sich im Widerstand gegen den Faschismus zu befinden oder Kämpfer einer imaginären Weltarmee der Unterdrückten zu sein. Das Unbehagen, alle Scheinwerfer der Aufmerksamkeit auf die Täter gerichtet zu sehen, während ihre Opfer im Dunkeln bleiben, das mit der Vorstellung einer „RAF-Ausstellung“ unweigerlich verbunden ist, ist ebenso begreiflich.

Aber ohne die Täter hätte es die Taten nicht gegeben, und also auch nicht die Toten. Es ist ein Gebot der Selbstaufklärung einer demokratischen Gesellschaft, sich mindestens im Nachhinein über die tieferen Motive derer, die sie in solche extremer Weise – bis hin zur als Mord getarnten Selbsttötung – herausgefordert haben, klarer zu werden. Da ich mich gerade mit den Lebensläufen und Charakteren von Gudrun Ensslin und Andreas Baader in der Zeit „davor“, der Inkubationszeit des Terrors, eingehender beschäftigt habe, weiß ich: dass die Irritation größer, nicht kleiner wird, wenn man diesen Figuren näher tritt, aber dass sie aus ihrer mythischen Aura heraustreten und sich ein Stück weit doch psychisch und zeitgeschichtlich „entziffern“ lassen.

Deutlich ist im übrigen, dass es sich immer auch um eine Interaktion zwischen der Mehrheitsgesellschaft und denen, die sich in eine Außenseiterposition begeben, handelt – und im Nachkriegsdeutschland um das Jahr 1968 herum, zumal in einer Frontstadt wie Westberlin, doppelt und dreifach. Die Geschichte der RAF stellt harte Forderungen der Selbstaufklärung an alle, die sich im aktivistischen Kern der „Neuen Linken“ von damals befanden. Aber auch die davon nicht affizierte Mehrheitsgesellschaft und die Institutionen der Republik haben sich eine Menge Fragen zu stellen. Schon die Studentenbewegung befand sich

einer geradezu intimen „Erregungsgemeinschaft“ mit Teilen der Medien, des Staates und des breiten Publikums, und besonders in Berlin. Für die RAF gilt das erst recht.

Die jüngeren Leute, die diese Ausstellung vorbereiten und alle, die sich - wie auch immer – mit dieser in ihrer Kindheit oder vor ihrer bewussten Lebenszeit liegenden Geschichte befassen, füllen den leeren Raum mit einem manchmal ziemlich wilden Mix an Fantasien und Theorien. Von einem Bedürfnis nach „Heroisierung“ habe ich allerdings wenig gespürt, sehr viel dafür vom Wunsch und einer offenen Bereitschaft, mehr von dieser Zeit und ihren Akteuren zu verstehen. Das Berliner Ausstellungsprojekt wäre durchaus ein Wagnis, aber auch eine hervorragende Möglichkeit, diesen leeren Raum mit Reflexion zu füllen und die gegensätzlichen Erinnerungshorizonte der zwei „Nationen“ miteinander zu vergleichen.

GERD KOENEN